

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 122 (2002)

Artikel: Zur Baugeschichte des Hauses der Museumsgesellschaft
Autor: Diggelmann, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985018>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Baugeschichte des Hauses der Museumsgesellschaft

Die gleiche architektonische Grundhaltung der beiden Häuser «Schneggen» und «Museum» am mittleren Limmatquai ist augenfällig, trotz verschiedener Gestaltung der Fassaden. Conrad Ulrich hat im Zürcher Taschenbuch 2001 über die Baugeschichte des Schneggen berichtet. Im folgenden Beitrag wird aufgezeigt, warum die Verwandtschaft der beiden Gebäude kein Zufall ist.

Die Gründung einer Lesegesellschaft

Am 16. März 1834 beschloss eine Gruppe von Bürgern, in Zürich *eine umfassende Leseanstalt zu unterhalten und eine Vereinigung gebildeter Männer zu gesellschaftlichem Umgang zu begründen, um Personen aller Stände mit den bedeutenderen Erscheinungen der Presse und der allgemeinen Literatur der Zeit bekannt zu machen.*

Es konnte auf zwei bestehende Institutionen zurückgegriffen werden. Die «Gesellschaft auf der Chorherrenstube», eine Vereinigung von Pfarrherren und Gelehrten, brachte ihr Lesekabinett ein, das seit einem Vierteljahrhundert bestand und kurz vorher in das Haus zum Grossen Erker an der Oberdorfstrasse verlegt worden war. Im gleichen Gebäude unterhielt die «Kaufmännische Gesellschaft» eine kleine Bibliothek, die ebenfalls in die neue Leseanstalt integriert wurde. Die «Chorherren» stellten zusätzlich 600 Gulden zur Verfügung.

Der Erfolg war sensationell. 379 Männer schrieben sich innert Monatsfrist ein, darunter zahlreiche Dozenten der im Vorjahr eröff-

neten Universität. Die Initianten hatten Recht behalten mit ihrem Hinweis, in Zürich fehle etwas, das sich andernorts schon lange bewährt habe. Aus dem 18. Jahrhundert datieren die «Allgemeine Lesegesellschaft Basel» (1787) und die «Lesegesellschaft» der aufgeschlossenen Gemeinde Stäfa (1795). Die «Société de Lecture» in Genf wurde 1818, der «Cercle Littéraire» in Lausanne 1819 gegründet. 1793 war ein Aufruf, in Zürich eine «Literarische Gesellschaft für politische Journale und Zeitungen» zu gründen, erfolglos geblieben.

Die neue Institution entsprach offensichtlich einem Bedürfnis und war bald aus dem kulturellen Leben der Stadt nicht mehr wegzudenken. Es zeugt vom Selbstbewusstsein der Gründer, dass sie ihre Lesegesellschaft nach dem MUSEION in Alexandrien, der grössten Bibliothek der Alten Welt, benannten. Die Abkürzung «Museum» lebte sich ein und gilt für das Gebäude wie auch für die Gesellschaft, nicht anders, als das beim «Schneggen» der Fall ist.

In Miete bei der «Adelichen Gesellschaft»

Die engen Verhältnisse an der Oberdorfstrasse konnten niemals genügen. Im Haus zum Rüden wurden Räume gefunden, die der Museumsgesellschaft über 30 Jahre als Heim dienten.

Der Rüden, Versammlungsort der Constaffel, war nicht Eigentum dieser Gesellschaft. Als ab 1490 der Constaffel auch Nicht-Adelige und sogar Hintersässen zugeteilt wurden, nahmen die Nachkommen der Junker das Eigentum am Haus für sich allein in Anspruch. Reibereien blieben nicht aus, bis der Rat 1643 die bisherige Dualität innerhalb der Constaffel endgültig sanktionierte. Er entschied, dass die Liegenschaft im Eigentum der «Adelichen Stube zum Rüden» verbleibe, doch müsse sie das Haus der ganzen Constaffel, also auch dem bürgerlichen Teil, zur Verfügung stellen und sei zum Unterhalt verpflichtet.

Diese Konstruktion überdauerte die Revolutionszeit. Der 1834 erstmals auf vier Jahre und später regelmässig erneuerte Mietvertrag wurde von der Adelichen Gesellschaft als Hauseigentümerin und der Museumsgesellschaft als Mieterin abgeschlossen.

Die Leseanstalt wurde im zweiten Obergeschoss eingerichtet. Der Saal im ersten Stock war für die Constaffel reserviert, wo auch Kon-

zerte und Kunstausstellungen stattfanden. Die Museumsgesellschaft verfügte neben dem Lesezimmer und der Bücherkammer über ein «Conversationszimmer», eine beliebte Einrichtung, die später noch zu reden gab. In einem Raum wurde sogar gewirtet. Untermieter waren die Naturforschende Gesellschaft und der Verein zur Sammlung von Landkarten.

Das Interesse am Museum war erstaunlich gross. Im ersten Betriebsjahr wurde das Lesezimmer schon von über 500 «Eingeführten Gästen» besucht. Unter diesen Gästen sah man Mitglieder der Tagsatzung, denen die Regierung Freikarten zur Verfügung stellte. Anlässlich der internationalen Friedenskonferenz von 1859 im nahegelegenen Rathaus, die zur Vereinigung der Lombardie mit Piemont führte, gewährte man den Gesandten Frankreichs, Österreichs und des Königreichs Sardinien die freie Benützung des Museums.

Bis 1860 erhöhte sich die Mitgliederzahl auf 550. Dabei muss man sich vor Augen halten, dass die Stadt Zürich zu dieser Zeit ganze 17 000 Einwohner zählte. Mit den Bewohnern der Aussenquartiere wie Enge und Hottingen mag das Museum für etwa 20 000 Leute zu Fuss erreichbar gewesen sein. Rund 700 Personen wurden in diesem Jahr als Gäste registriert, nämlich

228 Schweizer	57 Franzosen	92 Engländer	22 Russen
242 Deutsche	31 Italiener	25 Amerikaner	

Gelegentlich befanden sich auch Damen unter den Gästen – als Mitglieder mussten sie sich bis Ende des Jahrhunderts gedulden. Der Gästeandrang darf als Zeichen der Reisefreudigkeit der gehobenen Schichten jener Zeit gewertet werden, ist aber auch eine Folge des attraktiven Angebots. Es lagen auf:

	Deutsch	Französisch	Italienisch	Englisch	Russisch
105 Zeitungen	75	21	4	4	1
226 Zeitschriften	150	54	1	21	–

Unter den ausländischen Blättern befanden sich die New York Tribune und der St. Petersburger Anzeiger.

Die Bibliothek entwickelte sich erfreulich. Im Jahresdurchschnitt wurden 300 Bände angeschafft. Mit den übernommenen Beständen und den Schenkungen standen 1866 10 000 Bücher zur Verfügung. Im gleichen Jahr wurden 7800 Ausleihungen getätigt.

Der Adelichen Gesellschaft lag viel daran, die Museumsgesellschaft als Mieterin zufriedenzustellen, nicht etwa aus mäzenatischen Motiven, sondern aus handfesten Überlegungen. Denn diese Räume hätten sich kaum als Wohnung oder Kontore vermieten lassen. 1834/35 wurden umfassende Renovationen durchgeführt: die Treppen in Eichenholz erneuert, Vorfenster eingehängt und die Heizung verbessert. Als die Museumsgesellschaft 1856 die Gasbeleuchtung installierte, übernahm die Vermieterin die Hälfte der Kosten von 1800 Franken. Der jährliche Mietzins von 1 300 Franken (1865) war nicht übersetzt. Aber die Museumsgesellschaft litt unter Raumnot. Die Umwandlung des Conversationszimmers in ein weiteres Lesezimmer wurde nicht von allen Mitgliedern gleich gut aufgenommen. Versuche der Vorsteherschaft, im ersten Stock zusätzliche Räume zu mieten, scheiterten. So reifte bei den Verantwortlichen und bei den Mitgliedern die Einsicht, man müsse sich nach einer neuen Lösung umsehen.

Auf der Suche nach einem neuen Heim

Die Generalversammlung von 1862 erteilte der Vorsteherschaft den formellen Auftrag, ein neues Domizil zu suchen. Dass immer wieder der Ausdruck «Wohnung» benutzt wurde, macht deutlich, wie wichtig den Mitgliedern die Geborgenheit in ihren Lesezimmern war. Obschon über ein halbes Dutzend Objekte geprüft wurden, konnten in den beiden folgenden Jahren keine brauchbaren Vorschläge präsentiert werden. Dennoch scheint die Stimmung optimistisch gewesen zu sein, denn die Kündigungsfrist im Mietvertrag mit der Adelichen Gesellschaft wurde herabgesetzt, um bei einer auftauchenden Gelegenheit im Wegzug nicht behindert zu sein. Erst das Jahr 1865 brachte den Durchbruch. Eine ausserordentliche Generalversammlung auf Zimmerleuten vom Sonntag, 22. Oktober, setzte eine siebenköpfige Kommission ein, welche bereits am nächsten Tag ihre Arbeit aufnahm und in der gleichen Woche zu Ende führte. Diese Eile war geboten, weil der Eigentümer der Liegenschaft zum Kiel, Ecke Marktgasse/Limmattquai, eine bis Martini gültige Verkaufsofferte abgegeben hatte. Dieser Platz stand für die Kommission eindeutig im Vordergrund. Dennoch wurden auch andere Standorte gründlich analysiert. Vom Erwerb des Rüden wurde abgeraten, weil unsicher

war, wie stark er durch die bevorstehende Verlängerung des Limmatquais in Mitleidenschaft gezogen oder ob er gar abgerissen werde. Von den Zimmerleuten hiess es, die Zunft könnte an Auflösung denken und das Haus verkaufen (1866 verloren Constaffel und Zünfte ihre letzte politische Bedeutung als Wahlkörper). Die Aussicht schien aber zu vage und hat sich glücklicherweise auch nicht bewahrheitet. Eine Verschmelzung der Museumsgesellschaft mit der Gesellschaft zum Baugarten wurde erwogen, wegen der Verschiedenheit der Interessen aber nicht weiter verfolgt. Zudem erschien der Baugarten – in der Gegend der heutigen Nationalbank – als zu abgelegen. Dasselbe fand man für die alte Post (Ecke Bahnhof-/Poststrasse) und für den Feldhof, der 1873 dem Neubau der Schweizerischen Kreditanstalt weichen musste. Selbst das Casino (heute Obergericht) wurde als ungünstig gelegen bezeichnet, zudem sei es «einstweilen noch nicht zu haben».

Für vier Projekte wurden Berechnungen der möglichen Nutzflächen (Eigenbedarf und Mieträume), der Baukosten und der Rendite aufgestellt. Am grosszügigsten hätte an Stelle des nicht mehr benützten Kornhauses (auf der heutigen Sechseläutenwiese) gebaut werden können, doch schreckte die Distanz zum Stadtzentrum ab. In diesem Gebäude wurde 1867 ein Konzertsaal eingerichtet (alte Tonhalle, 1896 abgetragen). Das Hotel Bilharz, später Hotel Bellevue, kam aus Kostengründen nicht in Betracht. Das Zeughaus in Gassen wäre günstiger gewesen, doch fand die Kommission die Lage auch hier zu wenig zentral. Sie steuerte eben mit vollen Segeln auf den heute noch als optimal erachteten Standort zu. Sie wies nach, dass der Bauplatz gross genug sei, um das von der Vorsteherschaft verlangte Raumprogramm zu verwirklichen, und dass gemäss Kostenberechnungen *das Unternehmen nicht für die Oekonomie der Gesellschaft verderblich werden könnte*.

Die Mitglieder erhielten eine achtseitige Broschüre mit den Überlegungen und Anträgen von Kommission und Vorsteherschaft.

Der Neubau

Am Sonntag, 5. November 1865, um 10 Uhr traten unter dem Vorsitz von alt Regierungsrat Friedrich-Salomon Ott-Usteri, Präsident der

Gesellschaft, etwa 300 Mitglieder im grossen Saal des Casinos zu einer weiteren ausserordentlichen Generalversammlung zusammen. Es wurden verschiedene Bedenken geäussert. Die Aufteilung der Gesellschaftsräume auf zwei Stockwerke wurde als unbequem bezeichnet. Es wurde mit Besorgnis festgestellt, dass das Haus «auf den blutge-tränkten Boden» des bisherigen Schlachthauses zu stehen käme, und dass die neue Fleischhalle, die auf der gegenüberliegenden Strassenseite projektiert war, «üble Ausdünstungen» verursachen könnte. Auf den Nicht-Eintretens-Antrag von Physikprofessor Albert Mousson fielen aber nur 15 Stimmen. Hierauf wurden in der Detailberatung alle Anträge der Vorsteherschaft mit überwältigenden Mehrheiten angenommen. Die Vorsteherschaft wurde ermächtigt, den Bauplatz für 166 000 Franken zu erwerben, den Reservefonds von 55 000 Franken heranzuziehen und Darlehen bis 400 000 Franken aufzunehmen. Der Jahresbeitrag wurde von 24 auf 30 Franken erhöht. In den Statuten wurde der Passus von der «Förderung des gesellschaftlichen Umgangs» gestrichen, dafür die Schaffung eines Sprechzimmers aufgenommen. Das Rauch- und Sprechverbot in den Leseräumen wurde ebenfalls in den Statuten verankert.

Die Verantwortung für das «Unternehmen Neubau» wurde einer siebenköpfigen Baukommission übertragen, bestehend aus

Franz Hagenbuch (1819–1888), Advocat, Regierungsrat

Jakob Horner (1803–1886), VDM, Dr. phil., Oberbibliothekar
an der Stadtbibliothek

Adolf Salomon Pestalozzi-Schulthess (1816–1872), Banquier,
Präsident der Kunstgesellschaft

Heinrich Grob (1812–1889), Dr. phil. h.c., Prof. am Gymnasium,
Gross-Stadtrat 1845–1880

Hans Conrad Escher-Usteri (1818–1905), Spinnereibesitzer

Carl Pestalozzi (1825–1895), Oberst, Ingenieur, Stadtrat (Bauherr),
Prof. am Polytechnikum, letzter männlicher Nachkomme von
Heinrich Pestalozzi

Carl Culmann (1821–1888), Prof. am Polytechnikum, von
1872–1875 dessen Direktor, Ehrenbürger der Stadt Zürich

Hagenbuch war Präsident der Kommission, Escher verwaltete den Bau-fonds, der von der Gesellschaftsrechnung getrennt wurde. Die Kom-mission ging mit einem uns nicht mehr vorstellbaren Tempo ans Werk.

An dieser Stelle muss auf die engen Verbindungen zum Schneggen hingewiesen werden. 1866 waren von den 18 Vorstehern des Museums sieben auch auf dem Schneggen, darunter F. Hagenbuch und H.C. Escher-Usteri – nicht etwa wegen gegenseitiger «Protektion», sondern ganz einfach, weil bei der oben erwähnten geringen Bevölkerungszahl der Kreis der Personen, die sich politisch, gesellschaftlich und kulturell engagierten, sehr eng war. Schneggen und Museum sahen sich gleichzeitig mit den Fragen eines neuen Hauses konfrontiert. Der Erfahrungsaustausch war gegeben. So prüfte auch der Schneggen den Erwerb des Rüden, kam aber mit denselben Argumenten wie das Museum zu einem negativen Entscheid. Als der Schneggen die Liegenschaften um sein altes Haus herum, von der Stüssihofstatt bis zur Esel-, heute Metzgergasse, zum Zweck einer Neuüberbauung aufgekauft hatte, war er an einer besseren Nachbarschaft als dem Schlachthaus verständlicherweise interessiert. Dasselbe galt auch für das Museum. Im November 1865 konnten die Mitglieder der Museumsgesellschaft, bevor sie sich für den Neubau entscheiden mussten, den Schneggen 1:1 als Vorbild bestaunen.

Beim Schneggen hatte man mit der Projektierung viel Zeit verloren. Man war sich nicht von Anfang an klar über die Zahl der Stockwerke, prüfte Fassaden verschiedener Stilrichtungen und übertrug die Bauausführung nicht dem Projektverfasser. Kein Zweifel, im Museum wusste man von diesen Schwierigkeiten und verstand, sie zu vermeiden. Die Grösse des Bauplatzes war gegeben, das Bauprogramm blieb unverändert (Erdgeschoss mit «Magazinen», d.h. Läden, zwei Obergeschosse für die Gesellschaft, Dachgeschoss mit Abwartwohnung und Estrichen).

Sechs Architekten wurden eingeladen, unentgeltlich (!) Projekte mit Kostenvoranschlag einzureichen.

- Ferdinand Stadler (1812–1870). Lehre als Zimmermann im väterlichen Baugeschäft. Stammvater der Familie ist Anton Stadler, der als Zimmermann aus dem Kanton Uri 1504 das Zürcher Bürgerrecht erhielt. 1832–1835 Studium am Polytechnikum in Karlsruhe. Reisen durch Deutschland, Holland, Frankreich, Spanien und den Nahen Osten. 1840 errang Stadler den 2. Preis für eine Börse in Frankfurt a. M., wodurch er über Nacht international bekannt wurde («es war das Morgenrot einer besseren Zukunft»). 1855–1857 Professur am Polytechnikum in Zürich neben Semper. 1. Preis für ein Bun-

deshaus in Bern (nicht ausgeführt). Bedeutende sakrale Bauten: Elisabethenkirche in Basel, Stadtkirche Glarus, Synagoge in Lengnau AG, Abdankungskapelle auf der Hohen Promenade (heute St. Andrew's Church), evangelische Kirche in Nazareth. Beim Schneggen hätte man ihn gerne beigezogen, doch weilte er zu jener Zeit in Spanien. Vetter von Julius Stadler und verwandt mit Friedrich Bluntschli, Professor am Polytechnikum und als Erbauer der Kirche Enge bekannt.

- Georg Lasius (1835–1928), aus Oldenburg, war Schüler von Semper und unterrichtete selber 60 Jahre am Polytechnikum. Schöpfer der Schneggen-Fassade.
- Adolf Brunner (1836–1909). Semper-Schüler. Einer der erfolgreichsten Architekten in Zürich. Erhielt den Zuschlag für die Bauausführung des Schneggen an Stelle des Projektverfassers Leonhard Zeugheer. Die Firma Brunner, unter Leitung der Enkel von Adolf Brunner, führte bei der Renovation von 1966 die Baumeisterarbeiten aus.
- Julius Stadler (1828–1904). Übernahm 1872 Sempers Lehrstuhl.
- Franz Meyer (Rosen) (1811–1873). Büro an der Schlüsselgasse. Kreisschätzer.
- Jean-Henri Bachofen (1821–1889), aus Nänikon bei Uster. Arbeitete als Kartenstecher im Büro von G. H. Dufour in Genf, wo er sich in der Folge als Architekt und Bauunternehmer etablierte. Erbauer des Postgebäudes und der Synagoge in Genf, der protestantischen Kirche in Versoix. Blieb mit Zürich verbunden. Gab 1852 mit Joh. Ludwig Pestalozzi den nachgeführten Breitinger-Plan neu heraus. Adolf Brunner absolvierte 1858 in seinem Büro in Genf ein Praktikum.

Am 20. Januar 1866, weniger als 3 Monate nach dem Entscheid der Generalversammlung, stimmte die Vorsteherschaft der Empfehlung der Baukommission zu, den Bau nach dem Projekt von Ferdinand Stadler zu erstellen und mit diesem einen, wir würden heute sagen Generalunternehmervertrag für pauschal 228 000 Franken abzuschliessen. Stadler hat mit seiner Fassade auf Anhieb den richtigen Ton gefunden. Er hat im Neurenaissance-Stil die Formensprache des Rathauses aufgenommen, lässt diesem aber sozusagen den Vortritt. Die Dekoration ist bescheidener, auf Fenster-Giebel wird verzichtet.

Horizontale und vertikale Gliederungen sind flächenhaft, ohne Bevorzugung des einen oder anderen Elements. Das erste Obergeschoss mit dem Lesesaal als Kernaufgabe der Gesellschaft wird gegenüber dem Bibliotheksgeschoss nur durch zusätzliche Höhe angedeutet (beim palazzoähnlichen Schneggen wird das Saalgeschoss über einem Mezzanin repräsentativ hervorgehoben und mit dem hochgelegenen Balkon betont). Die Abschrägung Ecke Limmatquai/Marktgasse gibt dem Kubus eine elegante Note und wirkt, mit dem bescheidenen Balkon über dem Erdgeschoss, wie eine Verbeugung vor dem Rathaus. Ein Zeitgenosse charakterisiert Stadlers Bauten als «ächt republikanisch». Leider sind von seinen Plänen für das Museum nur ganz wenige erhalten geblieben, von den Projekten der Konkurrenten fast nichts.

Mit der Fundierung wurde im März 1866 begonnen. Die Vorgängerbauten waren offenbar schon abgerissen und zwar auf Kosten der früheren Eigentümer, denn in der Baurechnung erscheinen keine Ausgaben für Abbruch. Anfang November war das Haus bereits unter Dach. Es bleibt uns Heutigen ein Rätsel, wie es möglich war, in dieser kurzen Zeit rund 1000 Tonnen Sandsteinquadern heranzuführen, zu behauen, zum Teil mit Ornamenten zu versehen und zu versetzen. Die Läden wurden schon im Frühjahr 1867 bezogen. Die Mietzinse von total 15 000 Franken p.a. waren ein willkommener Zustupf an die Bauzinsen. Mit grossem Stolz zügelte die Gesellschaft im Herbst 1867 vom Rüden in die neue «Wohnung». Der Auszug der Mieterin beschleunigte bei der Adelichen Gesellschaft den Entschluss, den Rüden der Stadt zu verkaufen.

Zierde und Mittelpunkt des neuen Hauses war (und ist immer noch) der säulengesmückte, luftige Grosse Lesesaal im 1. Stock. Kontrovers blieb von Anfang an der Eingang auf der Hinterseite. Der Architekt beruhigte die Kritiker mit dem Hinweis auf eine später mögliche Verlegung an die Südecke unter den Balkon, allerdings unter Verlust von Ladenfläche.

Die Schlussabrechnung bot folgendes Bild:

Landerwerb	Fr. 166 000
Baukosten (inkl. Fr. 2 000 Reserve)	Fr. 230 000
Mobiliar	Fr. 17 000
Bauzinsen	Fr. 16 000
Summa	Fr. 429 000

Das Total lag 28 000 Franken unter dem Budget. *Es ist diese Ersparnis wohl als eine sehr seltene und höchst verdienstliche Erscheinung nach einer so bedeutenden Bauunternehmung zu betrachten*, erklärte der 80-jährige Präsident Ott-Usteri an der Generalversammlung, an der er aus der Vorsteuerschaft, der er seit der Gründung 1834 angehörte, zurücktrat.

Zur Deckung der Kosten wurde an Fremdkapital aufgenommen

Hypotheekardarlehen des

Mitgliedes Escher-Hotz

Fr. 150 000

476 von Mitgliedern gezeichnete

Obligationen à Fr. 500

Fr. 238 000

Summa Fr. 388 000

Die restlichen 40 000 Franken wurden der Baureserve belastet. Hypothekaranlagen waren bei Privaten wegen der Sicherheit und des stabilen Zinssatzes noch lange beliebt. Der Schuldbrief von Escher-Hotz ging durch Vermittlung der Bank Rahn & Bodmer in das Eigentum der Diakonissenanstalt Neumünster über und wurde erst nach 1960 durch die ZKB abgelöst.

Hundert Jahre auf und ab

Die Zeit nach Bezug des Neubaus ist durch zwei gegenläufige Tendenzen gekennzeichnet. Die Nachfrage nach den gebotenen Leistungen blieb unverändert gross. Nicht nur für Gottfried Keller war *die liebe alte Lesemühle ... ein unentbehrliches Musse-Bediürfnis*.

Auch die Eingeführten Gäste erschienen immer noch zahlreich, z.B. Friedrich Nietzsche, eingeführt durch Gottfried Keller, oder Johannes Brahms, eingeführt durch Friedrich Hegar. Die Bibliothek platzte aus allen Nähten. Jedes Jahr kamen 1000 neue Bücher dazu, und die Ausleihe stieg bis auf 66 000 Bände (1918). Das führte zu Raumnot. Um die vielen Bücher unterzubringen, wurde der Leseraum im 2. Stock verkleinert und dann ganz aufgehoben. Da Gefahr bestand, die Böden könnten der Last nicht mehr gewachsen sein, wurden neue Bücherregale an einer auf den Aussenmauern aufliegenden Eisenkonstruktion aufgehängt. Die Bücher im Estrich waren dem Staub, der Sommerhitze und der Winterkälte ausgesetzt. Das Geld reichte nur für die

dringendsten Unterhaltsarbeiten. 1892 musste der Dachstuhl wegen Wurmbefall für 20 000 Franken saniert werden. Die Luftheizung gab von Anfang an zu Klagen Anlass, Reparaturen schafften keine Abhilfe. Erst mit dem Einbau einer Wasser-Zentralheizung wurde 1939 wohlige Wärme ins Haus gebracht. Für die unbedingt nötige Sanierung der Fassade fehlten die Mittel. Die lockeren Sandsteinstücke, welche die Passanten gefährdeten, liess man einfach abschlagen.

1890 erhielt das Museum die elektrische Beleuchtung. Mit dem Telefon wurde bis 1923 zugewartet. Zwei Jahre später wurde im Treppenhaus ein Lift eingebaut.

Die Anfrage der Post, das ganze Erdgeschoss für eine Filiale zu übernehmen, wurde 1895 abgelehnt mit der Begründung, das Museum wolle *seine Wesensart als vornehmes Privatgebäude nicht einbüßen*.

Diese stolze Aussage hinderte allerdings nicht daran, dass 300 Mitglieder im Januar 1900 im Hotel Bellevue sich über die Absichten der Stadt orientieren liessen, das Areal der Alten Tonhalle zur Überbauung freizugeben. Ein Ausschuss unter dem Vorsitz von Ständerat Paul Usteri-Escher, dem auch Stadtbaurat Arnold Geiser angehörte, sollte abklären, ob im bisherigen Haus zusätzlicher Raum für die Gesellschaft geschaffen werden könne. Sie kam zum Schluss, dass nur ein Neubau an einem anderen Ort eine befriedigende Lösung bringe, aber bedeutende finanzielle Mittel erfordere. Das wirkte so abschreckend, dass überhaupt nichts mehr geschah.

1912 überraschte der Lesezirkel Hottingen in einer gediegenen Broschüre die «Literaturfreundliche Bevölkerung Zürichs» mit dem Projekt eines Gottfried Keller-Hauses. Nach Plänen der Architekten Bischoff & Weideli sollte die Sechseläutenwiese blockrandig mit Hotel, Läden und Wohnungen überbaut werden. Im Südflügel, vis-à-vis dem Stadttheater, war ein Literaturhaus vorgesehen, in Grösse und Allüre ähnlich dem Trakt der Universität entlang der Rämistrasse. Einem «Vortragshaus» mit seinem Saal für mindestens 500 Personen in der Mitte schloss sich seeseitig das «Gesellschaftshaus» mit Café littéraire, Empfangsräumen und Büros für den Lesezirkel an. Bergseitig, gegenüber der NZZ, war das «Lesehaus» mit Lesesälen und Bibliothek vorgesehen. Eine offizielle Anfrage an die Museumsgesellschaft zum Mitmachen wurde ausweichend beantwortet, vermutlich aus Angst, vom dynamischen, international anerkannten Lesezirkel Hottingen an die Wand gespielt zu werden. Der Ausbruch des Ersten

Weltkrieges beendete den Traum eines «Literaturhauses» in Zürich für den Rest des Jahrhunderts.

Im Januar 1917 konnte die Vorsteherschaft den Antrag unterbreiten, für 180 000 Franken den Schönenhof Ecke Rämi-/Stadelhoferstrasse auf Abbruch zu erwerben. In der Urabstimmung wurde der Kauf mit 535 gegen 107 Stimmen gutgeheissen. Das Resultat beweist, dass der Mehrheit der Mitglieder eine bequeme Unterkunft wichtiger war als das bisherige, «vornehme» Gebäude. Immerhin besass auch der Schönenhof sozusagen literarische Weihe. An dieser Stelle befand sich nämlich das Haus von Bäbe Schulthess (1743–1818), der Freundin Goethes, der sie hier besuchte und der ihr das Manuskript zur ersten Fassung des *Wilhelm Meister* zur Lektüre überliess. Mit Hilfe ihrer Tochter erstellte sie eine Kopie, die 1910 in Stadelhofen wieder entdeckt wurde und heute im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar liegt. Das Original ist verschollen. – Bäbe Schulthess verkaufte 1810 ihr Haus und zog an die Oberdorfstrasse 5 (bis vor kurzem Buchhandlung Rohr). Der Erwerber Wilhelm Schinz liess durch Joh. Caspar Escher einen neuen Schönenhof errichten, «den feinsten Bau des reifen Klassizismus innerhalb des Schanzengürtels». Die Vorsteherschaft der Museumsgesellschaft stimmte dem Anbringen einer Gedenktafel am Haus zu, unter der Bedingung, dass im Text die Ausdrücke «Bäbe Schulthess», «Goethe» und «Wilhelm Meister» vorkämen!

Die Nachkriegszeit machte die Aussicht auf einen Neubau endgültig zunichte. Der Schönenhof wurde 1934 für 310 000 Franken verkauft – so hat die Exkursion an die Rämistrasse wenigstens finanziell etwas gebracht. Das gediegene Haus musste einem banalen Geschäftshaus mit Tankstelle weichen. Die Gedenktafel schützte es nicht vor dieser städtebaulichen Barbarei.

Im Haus am Limmatquai wurden die Verhältnisse nicht einfacher. Die Konkurrenz der aufkommenden Quartier- und Gemeindebibliotheken mit ihrem Angebot an moderner Literatur machte sich bemerkbar. Die Zahl der ausgeliehenen Bücher sank stetig bis auf 8700 im Jahre 1965 und verharrt seither auf diesem Niveau. Unverändert blieb der Zuspruch des Lesesaals mit seiner Atmosphäre der «befregenden Stille». Die Struktur der Mitglieder veränderte sich. Im 19. Jahrhundert war Mitglied, wer das Prädikat «gebildeter Bürger» für sich beanspruchte. Nun machte sich immer mehr Konsumenten-Mentalität bemerkbar: Was bringt mir die Zugehörigkeit zum Museum?

Schliesslich war auch Lenin Mitglied, bevor er nach Russland geschickt wurde. Besonders ungünstig wirkte sich der Auszug mancher Einwohner in die Vororte aus, denn das «noch schnell im Lesesaal einen Blick in eine Zeitung werfen» war für Pendler kaum mehr möglich.

Die Zeiten der wirtschaftlichen Depression und des 2. Weltkrieges machten die Lage nicht besser. An Erhöhungen der Mitgliederbeiträge zur Beschaffung dringend nötiger Mittel konnte nicht gedacht werden. Das Haus vergammelte regelrecht. An der einst prächtigen Fassade fehlten ganze Ornamente, Zinne und Dachrinnen rosteten durch.

Die Erneuerung des Hauses von 1966

Die Frage der Instandstellung wurde erst 1955 an die Hand genommen, wobei man sich bewusst war, dass von der Zukunft des Gebäudes auch die Weiterexistenz der Gesellschaft abhing. Bisher waren alle Anläufe zur baulichen Sanierung an den fehlenden Finanzen gescheitert. Das erwachende Bewusstsein, gute alte Bauten der Allgemeinheit zu bewahren, liess nun auf Subventionen der Öffentlichen Hand hoffen. Es dauerte aber noch volle neun Jahre, bis den Mitgliedern ein Projekt mit Kostenvoranschlag unterbreitet wurde. Von 747 Stimmberchtigten legten im August 1964 508 ein Ja und nur 25 ein Nein in die im Lesesaal aufgestellte Urne. Im März 1965 begannen die Bauarbeiten. Lesesaal und Bibliothek wurden während der Bauzeit ins Restaurant Tanne neben dem ETH-Hauptgebäude verlegt.

Am 12. Dezember 1966 konnte das Haus festlich wiedereröffnet werden. Die Anerkennung bei den Mitgliedern war einhellig, das Echo in der Öffentlichkeit uneingeschränkt positiv. Die Ensemble-Wirkung von Rathaus bis Schneggen wurde aufs neue erkannt – der Abbruch der Fleischhalle, die städtebaulich unbedingt dazugehörte, tief bedauert.

Die Architekten Hans von Meyenburg und Paul Keller hatten die Sandsteinfassade sorgfältig restaurieren lassen. Die meisten Bildhauerarbeiten mussten ersetzt werden – sie stammten übrigens von Victor von Meyenburg, dem Grossvater des Obengenannten. Die Entwürfe in Gips für die beiden Atlanten und die elf Medaillons werden in der

Schipf in Herrliberg aufbewahrt. Die Fassade und der Grosse Lesesaal, der ebenfalls wieder seinen alten Glanz zurückerhielt, stehen seither unter Denkmalschutz. Auf Wunsch der Stadt wurde entlang des Limmatquais eine Arkade eingezogen, in Anlehnung an die «Bögen». Die gleiche Auflage hatte die Stadt dem Rüden gemacht, als sie dieses Haus 1936 wieder den Constafflern überliess. Die Arkade ermöglichte attraktivere Schaufenster und die Verlegung des Hauseinganges auf die Limmatseite. Martin Schlappner, NZZ-Redaktor und Präsident des Zürcher Heimatschutzes, lobte die Arkadenlösung als «architektonisch vorzüglich».

Die vor 100 Jahren geäusserten Bedenken wegen «Ausdünstungen» der Metzger hatten sich zwar nicht bewahrheitet, hingegen gingen vom Comestible-Laden, der die Schneggengasse als Umladeplatz für Fische völlig in Anspruch nahm, üble Immissionen aus. Oft verstellten mehrere gelbe Lieferwagen den Zugang zum Gesellschaftshaus.

Das Gebäude verfügte bisher nur über einen kleinen Keller. Nun wurde im Grundwasser ein völlig neues Untergeschoss gebaut, zwecks Aufnahme mechanisch belüfteter Bücherlager auf Rollgestellen. Die Nordecke des Hauses wurde ausgekernt und ein statisch unabhängiger Bücherturm aus Eisenbeton von fünf Etagen mit Lift erstellt. Ein neu gestalteter Raum im Zwischengeschoss konnte als Atelier vermietet werden. Er wurde kürzlich in ein «Debattierzimmer» mit Kaffeeausschank umgewandelt, späte Verwirklichung eines Desideriums aus dem vorletzten Jahrhundert.

An die Kosten der Totalrenovation von 1966 von rund 3,2 Mio. Franken leisteten Stadt und Kanton 1,35 Mio. Franken. Rund 180 000 Franken ergab eine Sammelaktion, der Rest wurde durch Erhöhung der Hypothek gedeckt.

Dem Haus wird seither die notwendige Pflege zuteil. Der Übergang von Öl- zu Gasheizung beseitigte den Schwefeldioxid-Ausstoss. Hauptwache und Rathauscafé werden vom Museum aus beheizt. Die Sandsteinfassade wies 30 Jahre nach der Totalerneuerung bereits wieder gravierende Schäden auf. Die Kosten von 330 000 Franken für die Sanierung belasteten die laufende Rechnung der Gesellschaft nicht. 150 000 Franken steuerten Stadt und Kanton wegen der Verpflichtung aus Unterschutzstellung bei, den Rest Mitglieder, Stiftungen und Firmen.

Der Beschluss von 1865, das Haus an dieser Stelle zu bauen, und der Entscheid auf Totalsanierung von 1964 erweisen sich aus heutiger Sicht immer noch als richtig. Die Gesellschaft identifiziert sich mit ihrem Haus und fühlt sich wohl darin.

Literatur

Conrad Ulrich, Zur Baugeschichte des Hauses zum Schneggen, Zürcher Taschenbuch 2001, S. 211ff.

Hermann Schollenberger, 100 Jahre Museumsgesellschaft, Zürich 1934
Museumsgesellschaft Zürich, Festschrift zur Wiedereröffnung des Gesellschaftshauses am 12. Dezember 1966

Zürcher Denkmalpflege, 5. Bericht 1966/67, S. 180ff.

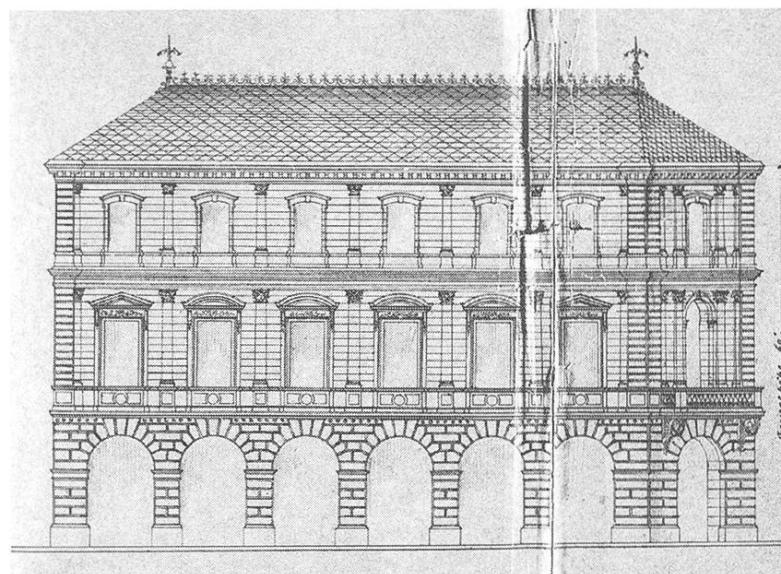
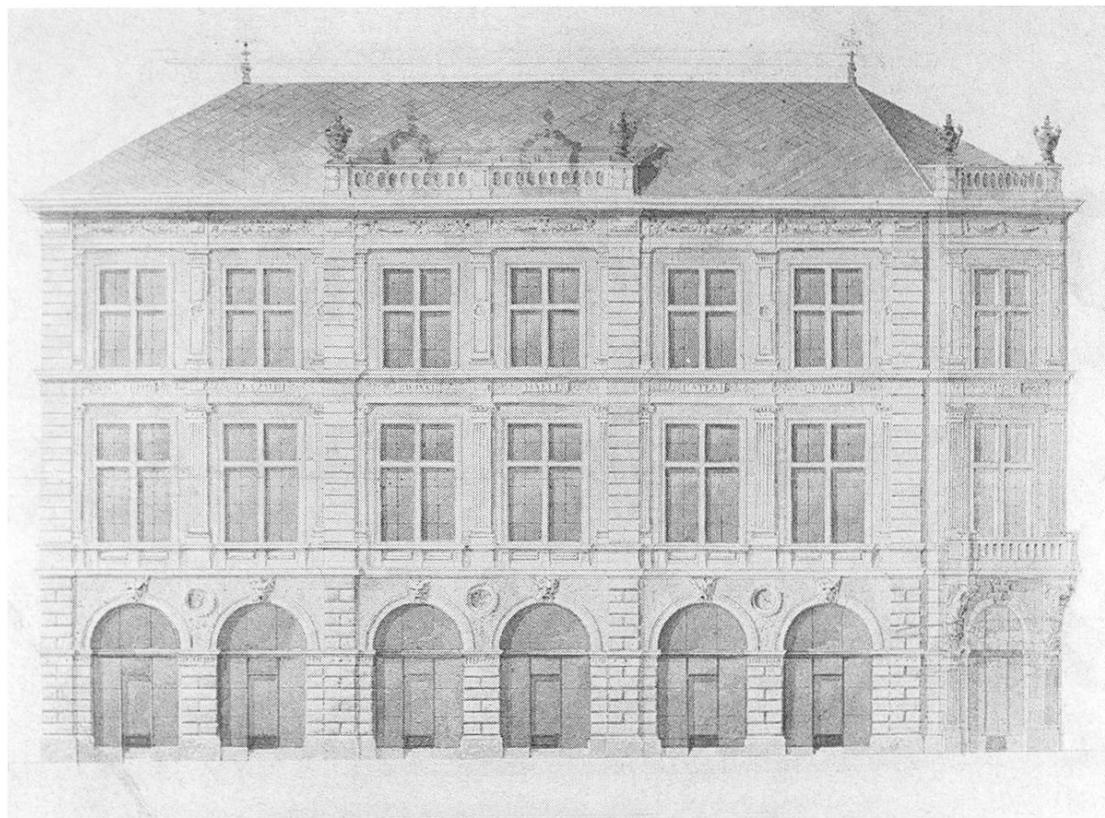
Hans Erb, Der Rüden, Zürich 1939

Andreas Hauser, Ferdinand Stadler, Zürich 1976

Isabelle Rucki und Dorothee Huber, Architekten-Lexikon der Schweiz 19./20. Jahrhundert, Basel 1998

Hans Rudolf Denzler, Goethe in Stadelhofen, Zürcher Taschenbuch 1998, S. 169ff.



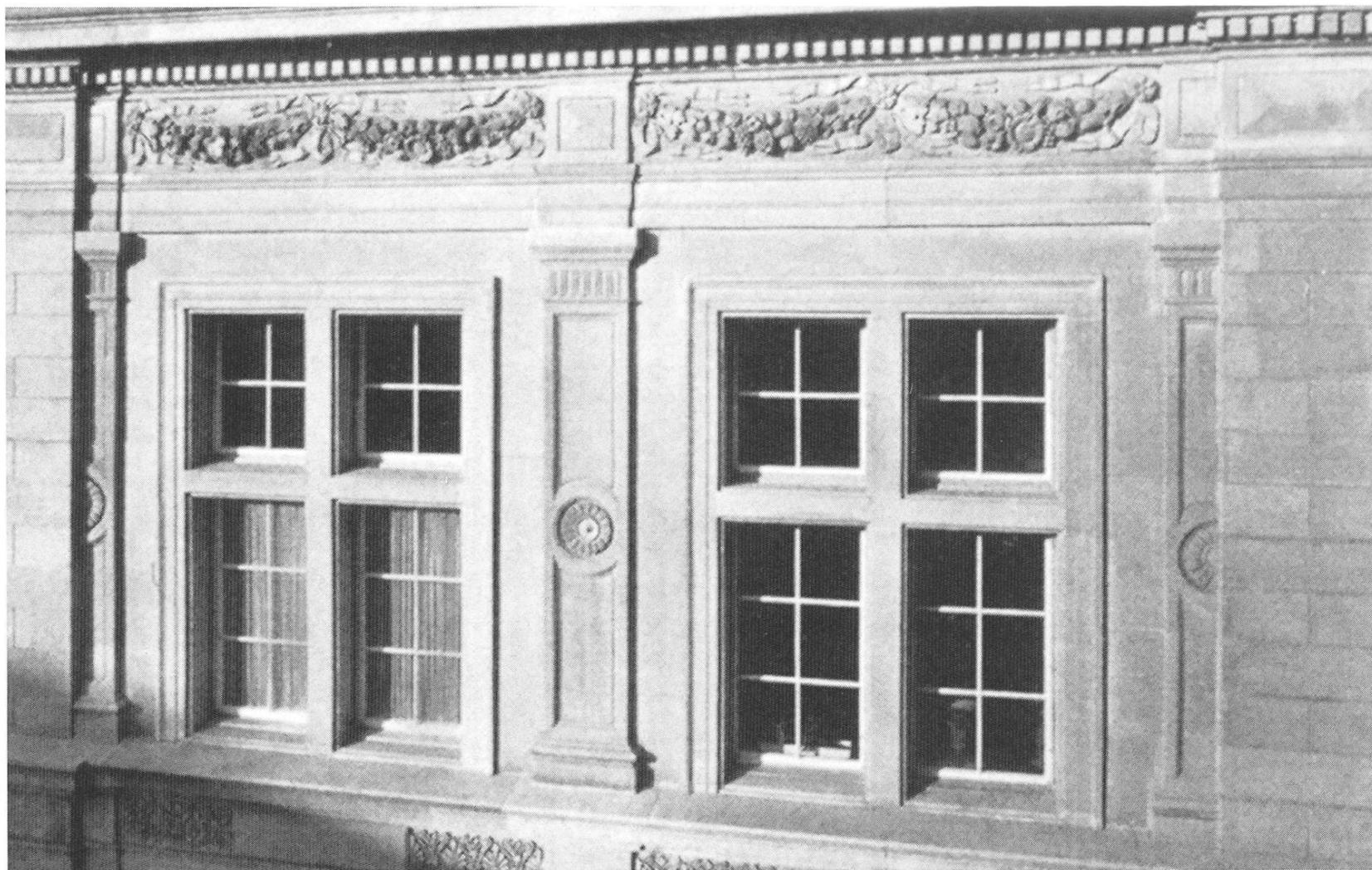


Oben: die «republikanisch»-zurückhaltende Fassade nach dem baubewilligten Plan von Ferdinand Stadler

Unten: der Fassaden-Entwurf von Adolf Brunner, der sich mehr an die eher «aristokratische» Architektur des Schneggen anlehnt



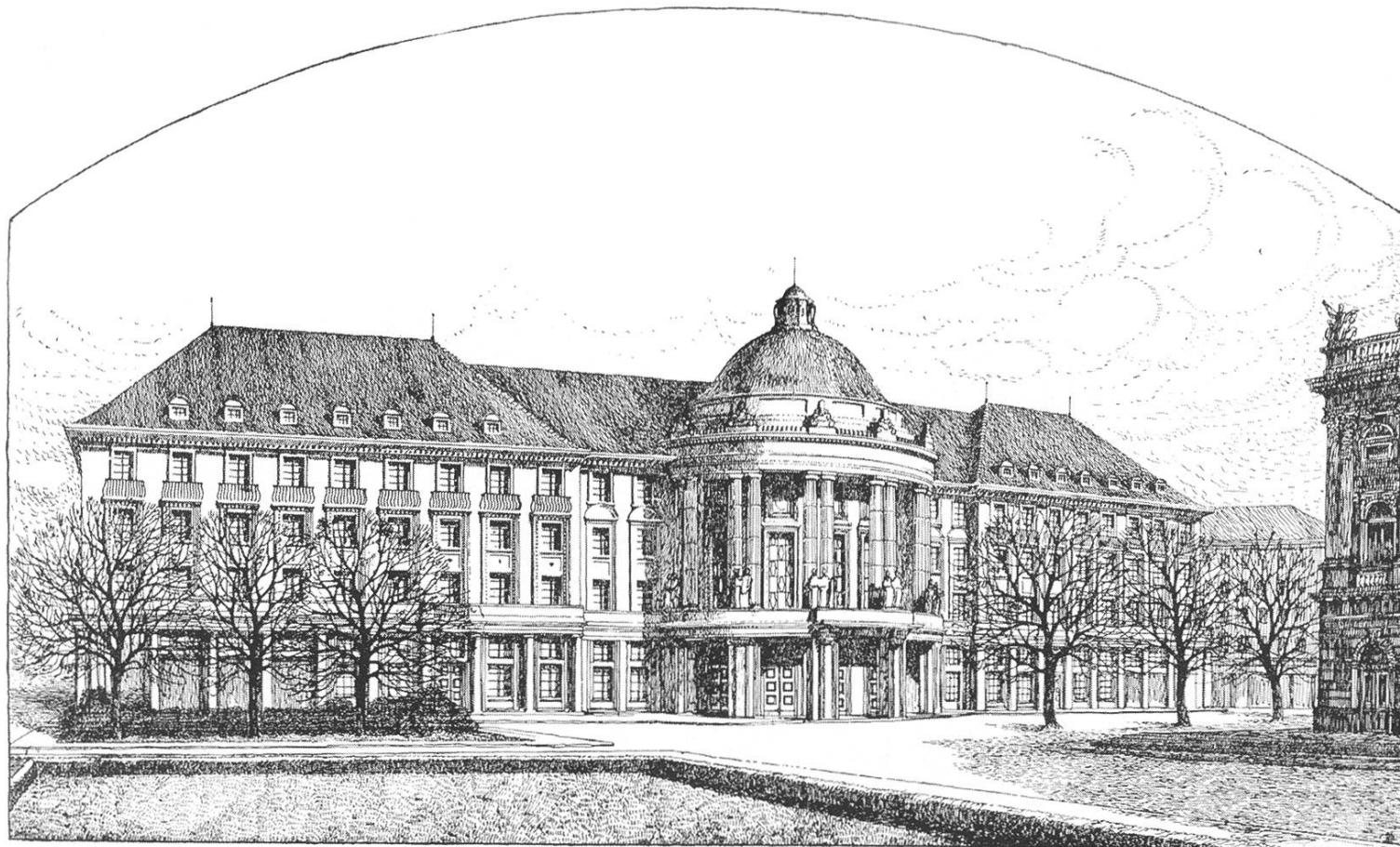
Der Eingang zur Arkade Ecke Limmatquai/Marktgasse seit 1966. Ferdinand Stadler hätte sich an dieser Stelle auch einen repräsentativen Zugang zu den Räumen der Gesellschaft vorstellen können



Detail am zweiten Obergeschoss



Der lichtdurchflutete Grosse Lesesaal mit Stuckdecke und roten Säulen ist in seiner «befreienden Stille» der Mittelpunkt des Gesellschaftshauses



Das Projekt für ein Literaturhaus («Gottfried Keller-Haus») auf der Sechseläutenwiese vis-à-vis Stadttheater wurde 1912 vom Lesezirkel Hottingen lanciert. Links das Gesellschaftshaus, im Mittelbau das Vortragshaus mit möglichem Ausbau zum Sprechtheater an Stelle der Pfauenbühne, anschliessend das Lesehaus (für die Museumsgesellschaft vorgesehen). Ganz rechts Ecke des Stadttheaters



Der Schönenenhof Ecke Rämi-/ Stadelhoferstrasse. 1811 an Stelle des Wohnhauses von Bäbe Schulthess erbaut, 1917 von der Museumsgesellschaft erworben, 1935 abgetragen

